



Dr. h.c. Charlotte Knobloch

Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern
Ehemals Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland
Beauftragte für Holocaust-Gedenken des World Jewish Congress

*Beitrag zur Veranstaltung „Jüdische Bergsteiger*innen: Bewundert, ausgegrenzt und verleugnet“ des Deutschen Alpenvereins und der Paul-Preuss-Gesellschaft*

Thema: Der jüdische Blick auf die Berge

München, 11. Mai 2022

– Es gilt das gesprochene Wort –

Sehr geehrter Herr Präsident Klenner,
sehr geehrter Herr Dr. Spaenle,
sehr geehrter Herr Bachler.

Verehrte Liebhaber des Alpinen,
meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich möchte zu Beginn dem Alpenverein und der Paul-Preuß-Gesellschaft ganz herzlich für die Ausrichtung dieses hochinteressanten Abends zu diesem sehr wichtigen Thema danken. Ich danke deshalb auch für die Gelegenheit, zum „jüdischen Blick auf die Berge“ ein paar Worte zu sprechen. Nicht nur im Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ist es ein Gewinn, dass dieses Thema jetzt auf dem Programm steht – denn es hat in Deutschland bislang noch viel zu wenig Beachtung gefunden.

Jüdisch-deutsche Geschichte und die Eroberung der Gebirgswelten werden bis heute von den meisten Menschen in unserem Land kaum zusammengedacht. Jüdisches Leben galt und gilt als ein rein urbanes Phänomen.

Dabei muss man sich nicht einmal auf Namen wie die oft erwähnten Viktor Frankl und Paul Preuss verlegen, um zu zeigen, wie verkürzt diese Darstellungsweise ist. Wer sich ein wenig in der Münchner Kultusgemeinde umhört, der wird schnell bemerken, dass die Idee, jüdische Menschen hätten keine Verbindung zu den Bergen vor ihrer Haustür, nicht sehr weit trägt. Ich darf mich ganz unbescheiden selbst als Beispiel anführen.

Für mich waren die Alpen von frühester Jugend an genauso ein Sehnsuchtsort wie für jedes andere Münchner Kindl. Mein g'ttseliger Vater, der wie viele jüdische Menschen seiner Zeit aus Franken nach München gekommen war, hatte sich Anfang des 20. Jahrhunderts wie alle Neu-Münchner in diese Stadt und ihre Umgebung verliebt – und er gab diese Liebe direkt an seine Tochter weiter.

Der Blick über die Münchner Silhouette auf die schneebedeckten Alpengipfel markierte während meiner Kindheit den Inbegriff der schönen und friedlichen Heimat. Einer Heimat, die es für uns in Wirklichkeit so bereits nicht mehr gab.

Man musste über München in dieser Zeit im wahrsten Sinne des Wortes hinwegsehen. Mein Blick war deshalb der eines Kindes, das sich nach einem Zufluchtsort sehnte. Die Zahl der tatsächlichen Ausflüge ins Gebirge, die wir in meinen ersten Lebensjahren unternahmen, war allerdings umständehalber eher gering.

Dem scheinbaren Egalitarismus des Naturidylls stand Mitte der Dreißigerjahre vor Ort bereits ein gesellschaftliches Klima gegenüber, das vom nationalsozialistischen Geist völkischen und rassistischen Judenhasses völlig vergiftet war. Was für meinen Vater vor 1933 womöglich ein entspannter Tag außerhalb der Stadt gewesen wäre, hatte sich in meiner Kindheit bereits zu derselben Art von Spießrutenlauf entwickelt, wie wir ihn in München tagtäglich erlebten.

Ich war – nicht nur in dieser Hinsicht – als Kind des Jahres 1932 etwa ein Jahrzehnt zu spät geboren. Jüdischen Kindern und Jugendlichen, die im München der 1920er-Jahre großwerden durften, bedeuteten die Alpen noch mehr: Sie hatten sie sich selbst erschließen und erobern können.

Jüdische Menschen hatten zwar auch damals bereits unter einem massiven und weiter wachsenden Antisemitismus zu leiden. Im letzten Vortrag wurde das ausführlich dargestellt.

Aber es gab eben auch erfolgreiche Versuche der Selbstbehauptung und Ausbrüche eines Jetzt-erst-recht innerhalb der jüdischen Gemeinschaft, die in der historischen Rückschau nicht außen vor bleiben sollten. Die Gründung der Sektion *Donauland* und später des *Deutschen Alpenvereins Berlin* als neue Gipfel liberalen Denkens, die sich über den Tälern von Intoleranz und Hass erheben sollten, werden historisch noch immer zu wenig gewürdigt.

Solange es möglich war, unternahmen jüdische Menschen – gemeinsam mit prinzipientreuen nichtjüdischen Verbündeten – in der Zwischenkriegszeit alles, um sich den Teil von Heimat zu erhalten, den sie sich in den Generationen zuvor erobert hatten.

Die ganze deutsche Gesellschaft hatte sich schließlich Ende des 19. Jahrhunderts auf den Weg ins Gebirge begeben, und ihre jüdischen Mitglieder bildeten dabei keine Ausnahme.

Wissenschaftler können diesen jüdischen Drang in die Berge sicherlich soziologisch erklären: als weiteres Zeichen der fortschreitenden Integration einer zunehmend ins Bürgertum aufgestiegenen jüdischen Bevölkerung.

Als Besinnung auf eine Natur außerhalb explosionsartig wachsender Städte mit ihren oft dunklen und schmutzigen Straßen.

Und schließlich als Versuch der jüdischen Gemeinschaft, sich gerade diesen Weg zur eigenen Heimat forsch zu bahnen, den ihr die Antisemiten der Zeit doch kategorisch verweigern wollten.

Man könnte sogar mit den religiösen und geschichtlichen Grundlagen des Judentums argumentieren, in denen Berge und Gebirge immer wieder entscheidende Rollen spielen. Mit dem Berg Morijah, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak zu opfern bereit war und der heute unter dem Namen „Tempelberg“ weltweit bekannt ist.

Mit dem Berg Nebo, den Moses am Ende seines Lebens bestieg, um ins das Gelobte Land zu schauen, das er selbst nicht mehr erreichen durfte.

Und – apropos Moses – natürlich vor allem mit dem Berg Sinai, auf dem die Gebote empfangen wurden, die bis heute den Wesenskern des Monotheismus bilden.

Auch wenn man einschränken sollte, dass diese religiöse Dimension wohl nicht die beherrschende war, war sie doch alles andere als bedeutungslos. Von keinem Geringerem als dem bis heute verehrten geistigen Vater der modernen jüdischen Orthodoxie in Deutschland, Rabbiner Samson Raphael Hirsch, stammt noch die berühmt gewordene Frage: „*Wenn ich vor Gott stehe, wird der Ewige mich fragen: Hast du meine Alpen gesehen?*“

In Hirschs Frage verbanden sich religiöser und heimatlicher Stolz – und es ist vielsagend, dass

gerade er, der gebürtige Hamburger und langjährige Rabbiner in Frankfurt am Main, sich so umfassend von der Natur- und Gebirgssehnsucht seiner Zeit anstecken ließ. Hirsch als eine der prägenden Figuren des deutsch-jüdischen 19. Jahrhunderts zeigte auch, mit welcher Leichtigkeit die Begeisterung für Berge schon damals konfessionelle Grenzen überschritt.

Hirsch starb 1888, und es war leider ein Zeichen der nachfolgenden Zeit, dass die jüdische Hinwendung zum Alpinen von Teilen der Mehrheitsgesellschaft nicht als Anerkennung, sondern als Anmaßung gewertet wurde.

Spätestens nach dem Ersten Weltkrieg geriet die jüdische Gemeinschaft deshalb in ein kulturelles Rückzugsgefecht um „ihre“ Alpen. Ein Artikel der Zeitung DIE WELT aus dem Jahr 2011 zum Thema brachte die Schwierigkeit mit folgendem Satz gut auf den Punkt: „*Als die Berge zu Sehnsuchtsorten einer Massenbewegung wurden, folgten Funktionäre und Parteien auf dem Fuß.*“

Und ich darf hinzufügen: Es waren nicht die Parteien, die sich für ein gedeihliches Zusammenleben in einer gemeinsamen Heimat einsetzten – im Gegenteil.

Vielmehr mussten jüdische Bergsteiger miterleben, wie die extreme Rechte sich ab ca. 1910 handstreichartig einen Großteil des Lebensbereichs aneignete, den viele jüdische Menschen zuvor als einen gemeinsamen, überkonfessionell „deutschen“ Raum verstanden hatten – oder wenigstens verstehen wollten.

Die beginnenden Ausschlüsse jüdischer Mitglieder aus Gebirgsvereinen wie eben den Sektionen des DAV ließen aber keinen Zweifel daran, dass dieser gemeinsame Raum nicht länger bestand. Spätestens ab Ende der Zwanzigerjahre gab der Juden Hass im Hochgebirge endgültig den Ton an: In vielen Hütten waren Juden zu unerwünschten Personen erklärt worden, und völkische Folklore wie Sonnenwendfeiern oder Hakenkreuz-Feuer manifestierten praktisch, was verbal lange vorbereitet worden war: Die weitgehende Vertreibung der Juden aus den Bergen.

Mit den Folgen dieser Zeit haben wir bis heute zu kämpfen. Die Spuren jüdischer Alpin-Pioniere, aber auch der allgemeinen jüdischen Begeisterung für die Berge wurden weitgehend getilgt, auch große Namen wie Frankl und Preuss kehren erst allmählich wieder ins Bewusstsein zurück.

Verfestigt wurde stattdessen über Jahrzehnte ein Bild der Alpen, das auch von der nationalsozialistischen Propaganda beeinflusst und von einem sehr exklusiven Heimatbegriff geprägt war. Allein, dass wir heute überhaupt über einen spezifisch jüdischen „Blick auf die Berge“ sprechen, verdeutlicht das bereits: Eine Podiumsdiskussion zum jüdischen „Blick auf den Meeresstrand“ wäre jedenfalls nur schwer vorstellbar.

Dabei ist es mir – als Vertreterin der jüdischen Gemeinschaft, aber auch als Privatperson – wichtig zu betonen, dass jüdische Menschen sehr wohl Spuren hinterlassen haben. Auch, wenn man vielfach erst nach ihnen suchen muss.

Ich verweise dabei beispielsweise auf das Friesenberghaus in den Zillertaler Alpen, das in den Zwanzigerjahren vom anti-reaktionären *Deutschen Alpenverein Berlin* gemeinsam mit der aus dem DÖAV ausgeschlossenen Sektion *Donauland* als Anlaufstelle auch und besonders für jüdische Bergsteiger errichtet wurde. Leider kam damit eine gute Idee zu spät: Von der Eröffnung Anfang Juli 1932 dauerte es bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht einmal mehr ein Jahr. Nach dem sogenannten Anschluss 1938 übernahm die Wehrmacht das Haus, und nach dem Krieg geriet seine jüdische Geschichte in Vergessenheit.

Vom heutigen Hüttenwirt ist überliefert, dass er bei seinem Einzug als erste Amtshandlung das alte Geschirr mit Hakenkreuz-Motiven aus dem Verkehr zog. Das war im Jahr 1996.

Ähnlich kompliziert verhält es sich mit dem Alterssitz des jüdischen Dirigenten Hermann Levi, der zwar selbst kein Bergsteiger war, das Gebirge als Quelle von Inspiration und Lebenskraft aber sehr schätzte. Nach langem erfolgreichem Wirken in Karlsruhe, München und Bayreuth setzte er sich deshalb in Garmisch zur Ruhe. Das nach seinem Tod 1900 errichtete Mausoleum allerdings wurde in der NS-Zeit und selbst noch danach zerstört. Die Details der Wiederherstellung und einer allgemeinen Würdigung für den großen Künstler spalteten in Garmisch-Partenkirchen zuletzt fast ein Jahrzehnt lang Bürger und Politik. Erst 2021 wurde ein neues Grabmal eingeweiht.

Aber es gibt nicht nur eine verlorene Vergangenheit, sondern auch eine sehr reale jüdische Gegenwart in den Alpen. So kann ich jedem einzelnen von Ihnen nur nahelegen, den nächsten Aufenthalt in Kiefersfelden mit einem Besuch in der örtlichen Synagoge zu verbinden, die Isak Schilling im von ihm erworbenen denkmalgeschützten Bauernhof eingerichtet hat. 2016 durfte ich selbst an der Einweihung teilnehmen – und es war ein erhebender Moment.

Auch für mich ganz persönlich, die ich mir meine Faszination für das Alpine aus der Kindheit ins Erwachsenenleben gerettet habe. Mein Leben in München nach

1945 war oft nicht einfach, selten langweilig – aber eine Konstante gab es für mich: Den regelmäßigen Urlaub in den Alpen.

Wir können heute nur erahnen, welches Erlebnis es für die Menschen zur Jahrhundertwende gewesen sein muss, die spektakuläre Natur der Berge für sich zu entdecken und zu erobern. Der jüdische Blick auf dieses Unterfangen war dabei von einer besonderen Aufbruchsstimmung geprägt, die heute schwer nachzuvollziehen ist. Die Zeitung *taz* fasste das Phänomen bereits 2009 so zusammen: „*Jüdischer Alpinismus bedeutet Universalismus und Assimilation. Gleichzeitig.*“

Was bedeutet das abschließend für uns heute? Jüdische Menschen richten heute wieder ihren Blick ins Gebirge, bald anerkennend, bald sehnsüchtig. Wie früher sind sie dabei Teil einer Bewegung, die die ganze Gesellschaft erfasst hat; Bergwelten werden heute nicht mehr bezwungen, sondern erhalten. Das Miteinander von Mensch und Natur, das im jüdischen Konzept des *Tikun Olam*, wörtlich: der Vervollständigung der Welt angelegt ist, findet hier seine Anwendung.

Entscheidend ist aber, dass der jüdische Blick auf die Berge heute nicht mehr von Hass und Missgunst anderer verstellt wird – und dass gemeinsame Anstrengungen unternommen werden, das geteilte Kulturerbe anzuerkennen. Das macht die Vergangenheit nicht ungeschehen – aber es kann den kommenden Generationen einen neuen und besseren Weg aufzeigen, den sie in Zukunft einschlagen können. Wer weiß schließlich, wann uns der nächste Paul Preuss vergönnt sein wird?

Verehrte Anwesende,

ein persönlicher Gedanke zum Schluss. Es ist das Eine, über den metaphysischen Blick auf die Berge zu sprechen – über jüdische Tradition, über historische Lasten und künftige Chancen.

Der eigene Blick auf die Berge ist aber oft etwas anderes; er ist konkreter. Als wir 2003 zum Bau des neuen Gemeindezentrums am St.-Jakobs-Platz schritten, wurde auch Platz für eine kleine Dachterrasse gelassen. Von dort hat man heute nach Norden, Osten und Westen einen großartigen Rundumblick; ausgerechnet im Süden verhindert leider die Bebauung eine bessere Aussicht. Mit einer Ausnahme: Hinter dem Unteren Anger und neben dem Städtischen Hochhaus lugen bei gutem Wetter die Alpen hervor.

Das ist mein Blick auf die Alpen, und ich nutze zwischen zwei Terminen, so oft ich kann, die Gelegenheit, ihn zu erhaschen. Es ist keine lange Wanderung und kein Urlaub an einem Gebirgssee – aber es ist ein Moment der Faszination, die mich schon mein ganzes Leben begleitet. Ich wünsche mir, dass auch die kommenden Generationen diese selbe Faszination werden erleben können und dass die jungen Menschen dieselbe Demut vor den Bergen spüren, die wir hier schon oft gespürt haben. Nur eines sollte dabei keine Rolle spielen: Welche Religion sie haben. Denn wenn G'tt fragt, ob wir Seine Alpen gesehen haben, dann muss die Antwort für jeden von uns dieselbe sein: Ein klares, von Herzen kommendes Ja!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.